

Insel Verlag

Leseprobe



Austen, Jane
Verstand und Gefühl

Roman
Aus dem Englischen von Angelika Beck

© Insel Verlag
insel taschenbuch 4010
978-3-458-35710-0

Seit Erscheinen ihres ersten Romans *Verstand und Gefühl* (1811) zieht Jane Austen ihre Leser in den Bann. Heute begeistern ihre Romane ein Millionenpublikum in der ganzen Welt, und ihre Bücher über die Verstrickungen und Schwierigkeiten der Liebe und Ehe haben für ihre Leserschaft an Aktualität nichts eingebüßt.

Verstand und Gefühl erzählt die Geschichte der zwei Schwestern Elinor und Marianne Dashwood, die unterschiedlicher nicht sein könnten. Erstere verkörpert Verstand, Selbstbeherrschung und Reserviertheit, letztere Gefühl, Leidenschaftlichkeit und Impulsivität. Beide treffen auf ihre große Liebe – und beide müssen schmerzhaft erfahren, daß das Glück nicht nur eine Frage des Gefühls ist ...

Jane Austen, geboren 1775 in Steventon, Hampshire, veröffentlichte 1811 ihren ersten Roman *Verstand und Gefühl*, dem noch fünf weitere, darunter *Stolz und Vorurteil* (1813) und *Emma* (1816), folgten. Die Werke erschienen anonym und auf ihr eigenes finanzielles Risiko. Sie starb 1817 nach kurzer, schwerer Krankheit in Winchester.

Von Jane Austen liegen im Insel Taschenbuch außerdem vor: *Emma* (it 511; it 3501); *Stolz und Vorurteil* (it 787; it 3514); *Die Abtei von Northanger* (it 931); *Anne Elliot* (it 1062); *Lady Susan. Die Watsons. Sanditon* (it 1192); *Mansfield Park* (it 1503, it 3539); *Die drei Schwestern und andere Jugendwerke* (it 2698); *Über die Liebe* (it 3261); *Jane Austen für Boshafte* (it 3445).

Über das Leben und Werk von Jane Austen: Angelika Beck, *Jane Austen. Leben und Werk in Texten und Bildern* (it 1620); Jon Spence, *Geliebte Jane. Die Geschichte der Jane Austen* (it 3312); Felicitas von Lovenberg, *Jane Austen. Ein Porträt* (it 3299); Elsemarie Maletzke, *Mit Jane Austen durch England* (it 3443).

insel taschenbuch 4010

Jane Austen
Verstand und Gefühl



JANE AUSTEN
Verstand und Gefühl

Aus dem Englischen von
Angelika Beck

Insel Verlag

Umschlagfoto: Yolande De Kort / Trevillion Images

insel taschenbuch 4010

Erste Auflage 2011

Insel Verlag Berlin 2011

© Insel Verlag Frankfurt am Main und Leipzig 1991

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk
und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Hinweise zu dieser Ausgabe am Schluß des Bandes

Umschlag: HildenDesign, München, www.hildendesign.de

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-35710-0

1 2 3 4 5 6 – 16 15 14 13 12 11

Verstand und Gefühl

1. KAPITEL

Seit langer Zeit schon war die Familie Dashwood in Sussex ansässig. Sie verfügte über ausgedehnten Landbesitz, dessen Mittelpunkt das Herrenhaus von Norland Park bildete. Dort hatten sie seit vielen Generationen so ehrbar gelebt, daß sie sich in der ganzen Nachbarschaft eines guten Rufes erfreuten. Der verstorbene Eigentümer dieses Anwesens, ein Junggeselle, war sehr alt geworden und hatte in seiner Schwester viele Jahre lang eine treue Gefährtin und Haushälterin gehabt. Aber ihr Tod, der zehn Jahre vor seinem eigenen eintrat, führte in seinem Haus zu großen Veränderungen. Denn um diesen Verlust zu ersetzen, lud er die Familie seines Neffen Mr. Henry Dashwood ein und nahm sie in sein Haus auf; dieser war der rechtmäßige Erbe der Besitzungen von Norland, und ihm wollte sie sein Onkel auch vermachen. In der Gesellschaft seines Neffen, seiner Nichte und deren Kinder verbrachte der alte Herr seine Tage in großer Zufriedenheit. Seine Angehörigen wuchsen ihm immer mehr ans Herz. Die beständige Aufmerksamkeit, mit der Mr. und Mrs. Dashwood seinen Wünschen begegneten, ging nicht auf bloßes Eigeninteresse, sondern auf wirkliche Herzensgüte zurück und gewährte ihm alle erdenkliche Bequemlichkeit, die er in seinem Alter noch erlangen konnte, und die Fröhlichkeit der Kinder gab seinem Leben noch einen zusätzlichen Reiz.

Aus einer früheren Ehe hatte Mr. Henry Dashwood einen Sohn, von seiner jetzigen Frau drei Töchter. Der Sohn, ein gesetzter, angesehener junger Mann, war durch das be-

trächtliche Vermögen seiner Mutter, dessen eine Hälfte ihm bei seiner Volljährigkeit übertragen wurde, reichlich versorgt. Durch seine Heirat, die kurz darauf erfolgte, wurde er noch wohlhabender. Für ihn war es daher nicht so wichtig, das Erbe von Norland anzutreten, wie für seine Schwestern; denn ohne das, was ihnen zufallen würde, wenn ihr Vater den Besitz erbte, konnte ihr Vermögen nur sehr gering sein. Ihre Mutter besaß nichts, und ihr Vater hatte nur siebentausend Pfund zur eigenen Verfügung; denn die verbleibende Hälfte vom Vermögen seiner ersten Frau sollte ebenfalls ihr Kind bekommen, und ihm selbst stand nur eine lebenslange Rente davon zu.

Der alte Herr starb; sein Testament wurde verlesen, und wie fast jedes andere Testament rief es ebensoviel Enttäuschung wie Freude hervor. Er war weder so ungerecht noch so undankbar, daß er seinem Neffen den Besitz vorenthalten hätte – aber er hinterließ ihn ihm zu Bedingungen, die diesen um den halben Wert seiner Erbschaft brachten. Mr. Dashwood hatte ihn sich mehr seiner Frau und seiner Töchter willen als um seiner selbst oder seines Sohnes willen gewünscht: aber gerade seinem Sohn und dem Sohn seines Sohnes, einem vierjährigen Kind, war er vorbehalten, und zwar so, daß ihm selbst keine Möglichkeit blieb, etwa durch die Aufnahme einer Hypothek auf den Besitz oder den Verkauf der wertvollen Wälder für die zu sorgen, die ihm am meisten am Herzen lagen und die einer Versorgung am dringendsten bedurften. Alles war zugunsten dieses Kindes festgelegt, das bei gelegentlichen Besuchen seiner Eltern in Norland durch Reize, die bei zwei- oder dreijährigen Kindern keineswegs ungewöhnlich sind – durch kindliches Gestammel, durch das unbeirrbar Verlangen, seinen Willen durchzusetzen, eine Menge lustiger Streiche und viel

Lärm –, seinen Onkel mehr für sich eingenommen hatte, als es die Aufmerksamkeiten, die ihm von seiner Nichte und ihren Töchtern jahrelang erwiesen worden waren, vermocht hatten. Er wollte jedoch nicht unfreundlich sein, und als Zeichen seiner Zuneigung zu den drei Mädchen vermachte er einem jeden eintausend Pfund.

Zunächst war das eine herbe Enttäuschung für Mr. Dashwood, aber er hatte ein heiteres und zuversichtliches Naturell und durfte billigerweise hoffen, noch viele Jahre zu leben und durch sparsame Lebensweise eine beträchtliche Summe von dem Ertrag eines bereits ausgedehnten und in nächster Zeit noch erweiterungsfähigen Besitzes beiseite legen zu können. Aber der Reichtum, der so lange auf sich hatte warten lassen, sollte ihm nur für ein Jahr gehören. Länger überlebte er seinen Onkel nicht, und zehntausend Pfund, einschließlich der letzten Legate, war alles, was seiner Witwe und seinen Töchtern blieb.

Als man erkannte, wie ernst es um ihn stand, wurde nach seinem Sohn geschickt, und ihm legte Mr. Dashwood mit allem Nachdruck und aller Eindringlichkeit, die ihm bei seiner Krankheit noch zu Gebote standen, das Wohl seiner Stiefmutter und seiner Schwestern ans Herz.

Mr. John Dashwood war nicht so empfindsam wie die übrige Familie, aber eine solche Bitte zu einem solchen Zeitpunkt berührte ihn doch, und er versprach, alles in seiner Macht Stehende zu tun, damit sie angenehm leben könnten. Sein Vater war durch diese Versicherung beruhigt, und Mr. John Dashwood hatte dann Zeit, sich Gedanken zu machen, wie viel für sie zu tun vernünftigerweise in seiner Macht stehen konnte.

Er hatte keine schlechte Gesinnung, es sei denn, eine gewisse Kaltherzigkeit und ein gewisser Egoismus sind ein

Beleg dafür. Aber er war im allgemeinen gut angesehen, kam er doch all seinen gewöhnlichen Pflichten mit Anstand nach. Hätte er eine liebenswertere Frau geheiratet, so wäre er vielleicht noch angesehener gewesen: – vielleicht wäre er sogar liebenswert geworden, denn als er heiratete, war er noch sehr jung und seiner Frau sehr zugetan. Aber Mrs. John Dashwood war ein wahres Zerrbild seiner selbst – noch engherziger und noch egoistischer.

Als er seinem Vater sein Versprechen gab, erwog er insgeheim, das Vermögen seiner Schwestern durch ein Geschenk von je eintausend Pfund zu vermehren. Dazu hielt er sich zu diesem Zeitpunkt wirklich für fähig. Angesichts der viertausend Pfund im Jahr, die zu seinem gegenwärtigen Einkommen und der verbleibenden Hälfte vom Vermögen seiner Mutter hinzukommen sollten, wurde es ihm ganz warm ums Herz, und er glaubte, großzügig sein zu können. – Ja, er würde ihnen dreitausend Pfund geben! Das wäre großzügig und nobel, genug für sie, um davon völlig sorgenfrei zu leben. Dreitausend Pfund! Er könnte eine so beträchtliche Summe erübrigen, ohne dadurch in große Verlegenheit zu geraten. – Den ganzen Tag und noch viele weitere Tage dachte er darüber nach und bereute seinen Entschluß nicht.

Kaum war das Begräbnis seines Vaters vorüber, da traf Mrs. John Dashwood mit ihrem Kind und ihren Bediensteten ein, ohne zuvor ihre Schwiegermutter über ihre Absicht unterrichtet zu haben. Niemand konnte ihr das Recht zu kommen streitig machen; seit dem Augenblick, da sein Vater verstorben war, gehörte das Haus ihrem Mann; aber die Taktlosigkeit ihres Benehmens mußte einer Frau in Mrs. Dashwoods Lage, auch wenn sie nicht besonders feinfühlig war, höchst unangenehm sein – aber *sie* besaß ein so ausge-

prägte Ehrgefühl, eine so romantische Großmut, daß jede Beleidigung dieser Art, wer immer sie begangen oder erfahren haben mochte, für sie eine Quelle unversiegbaren Abscheus darstellte. Mrs. John Dashwood war bei niemandem in der Familie ihres Mannes je besonders beliebt gewesen, aber sie hatte bisher noch keine Gelegenheit gehabt, ihnen zu zeigen, wie rücksichtslos gegenüber dem Wohlbefinden anderer sie handeln konnte, wenn es die Situation erforderte.

Mrs. Dashwood empfand dieses unfreundliche Benehmen so heftig und verachtete ihre Schwiegertochter so inbrünstig dafür, daß sie bei deren Ankunft ein für allemal ausgezogen wäre, hätte sie nicht auf Drängen ihrer ältesten Tochter erst noch einmal nachgedacht, ob es schicklich sei zu gehen; und ihre zärtliche Liebe zu ihren drei Kindern bewog sie dann, doch zu bleiben und ihretwegen einen Bruch mit deren Bruder zu vermeiden.

Elinor, die älteste Tochter, deren Rat eine solche Wirkung zeitigte, besaß einen scharfen Verstand und ein nüchternes Urteilsvermögen, die sie trotz ihrer erst neunzehn Jahre zur Ratgeberin ihrer Mutter befähigten und sie häufig in die Lage versetzten, zum Vorteil aller jenem Gefühlsüberschwang Mrs. Dashwoods entgegenzuwirken, der sonst zu Unbedachtsamkeit geführt hätte. Sie hatte ein edles Herz, ein gütiges Wesen und starke Gefühle; aber sie wußte sie zu beherrschen – eine Fähigkeit, die ihre Mutter noch lernen mußte und die eine ihrer Schwestern entschlossen war sich niemals lehren zu lassen.

Mariannes Anlagen glichen denen Elinors in vieler Hinsicht. Sie war empfindsam und klug; aber in allem überschwenglich. In ihrem Schmerz und in ihrer Freude konnte sie sich nicht mäßigen. Die Ähnlichkeit zwischen ihr und ihrer Mutter war bemerkenswert ausgeprägt.

Mit Sorge sah Elinor das Übermaß an Gefühl bei ihrer Schwester, aber Mrs. Dashwood schätzte und hegte es. Sie bestärkten sich jetzt gegenseitig in der Heftigkeit ihres Unglücks. Die Leidensqual, die sie zunächst überwältigt hatte, wurde nun bewußt erneuert, herbeigesehnt und immer wieder erzeugt. Sie gaben sich ganz ihrem Kummer hin, suchten ihr Elend durch jeden sich bietenden Gedanken zu steigern und waren entschlossen, selbst in Zukunft niemals Trost zuzulassen. Auch Elinor war tief betrübt; aber noch konnte sie kämpfen, konnte sich zusammenreißen. Sie konnte sich mit ihrem Bruder besprechen, ihre Schwägerin bei deren Ankunft empfangen und sie mit gebührender Höflichkeit behandeln und sich bemühen, ihre Mutter zu ähnlicher Selbstüberwindung zu bringen und zu ähnlicher Nachsicht zu ermuntern.

Margaret, die andere Schwester, war ein gutmütiges, umgängliches Mädchen; aber da sie bereits viel von Mariannes romantischen Neigungen in sich aufgesogen hatte, ohne freilich viel von deren Verstand zu besitzen, versprach sie mit dreizehn nicht gerade, ihren Schwestern später einmal ähnlich zu werden.

2. KAPITEL

Mrs. John Dashwood richtete sich nun als Herrin von Norland ein, und ihre Schwiegermutter und ihre Schwägerinnen sahen sich zu bloßen Besuchern degradiert. Als solche wurden sie von ihr jedoch mit gemessener Höflichkeit behandelt und von ihrem Ehemann mit so viel Freundlichkeit, wie er für irgend jemanden außer für sich selbst, seine Frau und ihrer beider Kind aufzubringen vermochte. Es war durchaus ernst gemeint, als er sie nötigte, Norland als ihr Zuhause zu

betrachten, und da es Mrs. Dashwood annehmbar erschien, zu bleiben, bis sie ein Haus in der Nachbarschaft gefunden hatte, wurde seine Einladung angenommen.

Weiter an einem Ort zu verweilen, wo alles sie an ihr früheres Glück erinnerte, war genau das, was ihrem Wesen entsprach. In fröhlichen Zeiten konnte niemand fröhlicher sein oder von jener schwärmerischen Glückserwartung, die allein schon Glück bedeutet, mehr erfüllt sein als sie. Aber im Schmerz wurde sie von ihrer Einbildungskraft ebenso unweigerlich fortgerissen und war so untröstlich wie in der Freude maßlos.

Mrs. John Dashwood billigte ganz und gar nicht, was ihr Mann für seine Schwestern zu tun beabsichtigte. Vom Vermögen ihres lieben kleinen Jungen dreitausend Pfund wegzunehmen würde bedeuten, ihn in die bitterste Armut zu stürzen! Sie bat ihn, die Sache noch einmal zu überdenken. Wie konnte er es vor sich selbst verantworten, sein Kind, noch dazu sein einziges, um eine solch riesige Summe zu bringen? Und welchen möglichen Anspruch konnten die beiden Misses Dashwood, die mit ihm nur zur Hälfte blutsverwandt waren, was sie überhaupt nicht als Verwandtschaft ansah, auf seine Großzügigkeit erheben, der einen so stattlichen Betrag rechtfertigte? Es war doch weidlich bekannt, daß man zwischen den Kindern eines Mannes aus verschiedenen Ehen nie von Zuneigung ausgehen konnte, und warum sollte er sich und ihren armen kleinen Harry dadurch zugrunde richten, daß er sein ganzes Geld an seine Halbschwestern verschenkte? »Es war meines Vaters letzte Bitte an mich«, erwiderte ihr Mann, »daß ich seine Witwe und seine Töchter unterstütze.«

»Ich glaube allerdings, er wußte nicht, wovon er sprach; aber ich wette zehn zu eins, er war damals wirr im Kopf.

Wäre er ganz bei Sinnen gewesen, hätte er nicht an so etwas gedacht, wie dich zu bitten, deinem eigenen Kind die Hälfte deines Vermögens wegzunehmen.«

»Er bestand nicht auf einer bestimmten Summe, meine liebe Fanny; er bat mich nur ganz allgemein, sie zu unterstützen und ihre Lage angenehmer zu machen, als es in seiner Macht stand. Vielleicht wäre es dasselbe gewesen, wenn er alles mir überlassen hätte. Er konnte schwerlich annehmen, daß ich sie vernachlässigen würde. Aber da er das Versprechen erbat, konnte ich es ihm nicht gut abschlagen: Zumindest dachte ich damals so. Das Versprechen wurde also gegeben und muß gehalten werden. Es muß etwas für sie getan werden, wann immer sie auch Norland verlassen und sich in einem neuen Zuhause einrichten.«

»Nun gut, dann *soll* etwas für sie getan werden; aber dieses Etwas müssen ja nicht gleich dreitausend Pfund sein. Bedenke doch«, fügte sie hinzu, »wenn das Geld erst einmal weggegeben ist, kommt es nie wieder zurück. Deine Schwestern werden heiraten, und dann ist es für immer dahin. Wenn es freilich unserem armen kleinen Jungen wieder zurückerstattet werden könnte –«

»Allerdings«, sagte ihr Mann sehr ernst, »das wäre etwas ganz anderes. Vielleicht kommt einmal die Zeit, wo Harry es bedauern wird, daß man eine so große Summe weggegeben hat. Wenn er zum Beispiel eine große Familie haben sollte, wäre es eine sehr angenehme Ergänzung.«

»Gewiß wäre es das.«

»Vielleicht wäre es dann für alle Beteiligten besser, wenn man die Summe halbierte. – Fünfhundert Pfund wären doch ein gewaltiger Vermögenszuwachs!«

»Oh, über alle Maßen! Welcher Bruder auf dieser Welt würde für seine Schwestern, selbst wenn sie seine *richtigen*

Schwestern wären, auch nur halb soviel tun! Und wie die Dinge nun einmal liegen – nur zur Hälfte blutsverwand! – Aber du hast ja eine so freigebige Art.«

»Ich möchte nicht kleinlich sein«, entgegnete er. »Bei solchen Gelegenheiten sollte man lieber zuviel als zuwenig tun. Zumindest kann niemand auf den Gedanken kommen, ich hätte nicht genug für sie getan: Sogar sie selbst können wohl kaum mehr erwarten.«

»Man weiß nicht, was *sie* erwarten«, sagte die gnädige Frau, »aber über ihre Erwartungen brauchen wir uns keine Gedanken zu machen: die Frage ist, was du erübrigen kannst.«

»Gewiß – und ich denke, ich kann für jede fünfhundert Pfund erübrigen. So wie die Dinge liegen, wird jede von ihnen ohne einen Zuschuß meinerseits beim Tod ihrer Mutter mehr als dreitausend Pfund haben – ein sehr stattliches Vermögen für eine junge Frau.«

»Das will ich meinen, und da fällt mir ein, daß sie eigentlich gar keinen Zuschuß brauchen. Sie werden zusammen zehntausend Pfund haben. Wenn sie heiraten, werden sie bestimmt gut versorgt sein, und wenn nicht, können sie alle miteinander von den Zinsen der zehntausend Pfund sehr angenehm leben.«

»Sehr richtig, und deshalb weiß ich nicht, ob es nicht aufs Ganze gesehen ratsamer wäre, anstatt für sie lieber etwas für ihre Mutter zu tun, solange sie noch am Leben ist – ich denke an eine Art Leibrente. – Das käme meinen Schwestern ebenso zugute wie ihr selbst. Mit hundert Pfund im Jahr könnten sie alle sehr bequem leben.«

Seine Frau zögerte jedoch ein wenig, diesem Plan ihre Zustimmung zu geben.

»Sicherlich ist es besser«, sagte sie, »als sich auf einen

Schlag von fünfzehnhundert Pfund zu trennen. Aber wenn dann Mrs. Dashwood noch fünfzehn Jahre leben sollte, wären wir ganz schön angeschmiert.« »Fünfzehn Jahre! Meine liebe Fanny, ich gebe ihrem Leben nicht einmal halb soviel.«

»Sicher nicht; aber wenn du dich einmal umsiehst, leben Leute immer ewig, wenn man ihnen eine Leibrente zahlen muß; und sie ist sehr rüstig und gesund und noch keine vierzig. Eine Leibrente ist eine sehr ernste Angelegenheit; sie fällt Jahr für Jahr an, und man wird sie nie wieder los. Du ahnst ja gar nicht, worauf du dich da einläßt. Ich habe eine Menge Schwierigkeiten mit Leibrenten kennengelernt, denn meiner Mutter hing es wie ein Klotz am Bein, daß sie dem Testament meines Vaters zufolge drei Leibrenten an alte, arbeitsunfähige Bedienstete bezahlen mußte; und es ist kaum zu glauben, wie unangenehm sie das fand. Zweimal im Jahr mußten diese Leibrenten gezahlt werden; und dann war da das Problem, sie ihnen zukommen zu lassen, und dann hieß es, einer von ihnen sei gestorben, und hinterher stellte sich heraus, daß das gar nicht stimmte. Meine Mutter hatte es gründlich satt. Ihre Einkünfte gehörten ihr nicht mehr, bei diesen ständigen Forderungen, sagte sie; und es war um so herzloser von meinem Vater, als das Geld sonst meiner Mutter ganz zur Verfügung gestanden hätte, ohne irgendwelche Einschränkungen. Das hat in mir einen derartigen Abscheu gegen Leibrenten erzeugt, daß ich mich um nichts auf der Welt auf eine solche Zahlung festlegen lassen würde.«

»Es ist gewiß unangenehm«, erwiderte John Dashwood, »solche jährlichen Abzüge von seinem Einkommen zu haben. Das eigene Vermögen, wie deine Mutter ganz richtig sagt, gehört einem nicht mehr. An die regelmäßige Zahlung einer solchen Summe bei jedem Zahltag gebunden zu sein,

ist keineswegs wünschenswert: es raubt einem seine Unabhängigkeit.«

»Zweifellos, und außerdem dankt es dir keiner. Sie halten sich für abgesichert, du tust nicht mehr, als was man von dir erwartet, und so kommt überhaupt keine Dankbarkeit auf. Wenn ich du wäre, so würde ich alles, was immer ich auch täte, ganz nach eigenem Ermessen tun. Ich würde mich nicht festlegen, ihnen jährlich etwas zukommen zu lassen. In manchen Jahren könnte es vielleicht sehr lästig sein, hundert oder fünfzig Pfund von unseren eigenen Ausgaben abzuwickeln.«

»Ich glaube, du hast recht, meine Liebe; es wird wohl besser sein, in diesem Fall keine Jahresrente auszusetzen: Wenn ich ihnen gelegentlich etwas zukommen lasse, wird ihnen das eine viel größere Hilfe sein als eine jährliche Zuwendung, denn sie würden nur einen aufwendigeren Lebensstil annehmen, wenn sie sich eines größeren Einkommens sicher sein könnten; und am Jahresende wären sie deshalb nicht um Sixpence reicher. Das ist bestimmt die beste Lösung. Ein Geschenk von fünfzig Pfund hin und wieder wird sie davor bewahren, jemals in Geldnöte zu geraten, und wird, so denke ich, mein Versprechen gegenüber meinem Vater voll und ganz erfüllen.«

»Ganz gewiß. Ja, um die Wahrheit zu sagen, ich bin innerlich überzeugt davon, daß dein Vater gar nicht die Absicht hatte, daß du ihnen überhaupt Geld geben solltest. Er dachte bestimmt nur an eine Unterstützung, wie man sie vernünftigerweise von dir erwarten kann: zum Beispiel, daß du dich nach einem netten Häuschen für sie umsiehst, ihnen beim Umzug behilflich bist und ihnen, wenn die Jahreszeit danach ist, mal ein paar Fische oder ein Stück Wildbret und dergleichen als Geschenk schickst. Ich lege meine Hand dafür ins

Feuer, mehr hatte er nicht im Sinn; andernfalls wäre es in der Tat sehr merkwürdig von ihm gewesen. Bedenke doch nur, mein lieber Mr. Dashwood, wie außerordentlich angenehm deine Stiefmutter und ihre Töchter von den Zinsen der siebentausend Pfund leben können, abgesehen von den tausend Pfund, die jedes der Mädchen besitzt und die einem jeden jährlich fünfzig Pfund einbringen, und davon werden sie ihrer Mutter natürlich für Kost und Logis bezahlen. Alles in allem werden sie zusammen fünfhundert im Jahr haben, und was um alle Welt brauchen denn vier Frauen noch mehr? – Sie werden so billig leben! Ihre Haushaltung wird überhaupt nichts kosten. Sie werden keine Kutsche, keine Pferde und kaum Personal haben, sie werden keine Gesellschaften geben und können somit gar keine Ausgaben haben! Denk doch nur, wie gut sie es haben werden! Fünfhundert im Jahr! Ich kann mir wirklich nicht vorstellen, wie sie auch bloß die Hälfte davon ausgeben wollen; und was einen weiteren Zuschuß deinerseits betrifft, so ist der Gedanke daran geradezu absurd. Viel eher werden sie in der Lage sein, *dir* etwas zu geben.«

»Auf mein Wort«, sagte Mr. Dashwood, »ich glaube, du hast vollkommen recht. Mein Vater kann mit seiner Bitte an mich nichts anderes im Sinn gehabt haben, als was du sagst. Ich sehe es jetzt ganz deutlich und will meiner Verpflichtung gewissenhaft nachkommen, indem ich mich ihnen gegenüber so hilfreich und freundlich verhalte, wie du es beschrieben hast. Wenn meine Mutter in ein anderes Haus umzieht, werde ich ihr bereitwillig meine Dienste zur Verfügung stellen, um ihr, so weit ich kann, behilflich zu sein. Vielleicht ist es dann auch angebracht, ihnen irgendein kleines Möbelstück zu schenken.«

»Gewiß«, entgegnete Mrs. John Dashwood, »aber *eines*